

Bibelarbeit auf dem Kirchentag Weimar, 20.9.09

Sr. Katharina Schridde

„Das Murren der Israeliten in der Wüste“

Exodus 16, 2+3 und 11 – 18

Von Elim zogen sie aus und die ganze Gemeinde der Israeliten kam in die Wüste Sin, die zwischen Elim und Sinai liegt, am fünfzehnten Tage des zweiten Monats, nachdem sie von Ägypten ausgezogen waren.

2 Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste.

3 Und sie sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des HERRN Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.

Und der HERR sprach zu Mose:

12 Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt innewerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.

13 Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager.

14 Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde.

15 Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der HERR zu essen gegeben hat.

16 Das ist's aber, was der HERR geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.

17 Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig.

18 Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.

Wissen Sie noch, was Sie vor einem Monat getan haben? Am 20. August?

Wo sie waren, was Sie beschäftigt hat, was seit dem geschehen ist? Wenn dieser 20. August nicht durch ein herausragendes Ereignis geprägt wurde, ist es sehr wahrscheinlich, dass Sie sich nicht sofort erinnern. Vier Wochen sind eine lange Zeit, oft muss man erst anhand eines Kalender nachvollziehen, was in dieser Zeit alles geschehen ist. Erst recht vergessen sind die ganz alltäglichen Verrichtungen, die in dieser Zeit stattgefunden haben: Essen, schlafen, anziehen, ausziehen, die Wege, die wir gegangen sind. Wie selbstverständlich ist uns das alles, in der Regel keiner größeren Achtsamkeit wert.

Wie anders aber stellen sich diese ganz alltäglichen Verrichtungen dar, wenn sie nicht mehr gesichert sind. Viele ältere Menschen wissen noch genau, wie es war, auf der Flucht zu sein – in den letzten Jahren wurde sehr viel darüber gesprochen, geschrieben, auch geschwiegen. Bilder der Flüchtlingstrecks tauchten erstmals in dieser Häufung in den Medien auf, an die „vergessene“ Generation, die ihre Kindheit und frühe Jugend auf den Straßen verbracht hat, wurde zu Recht erinnert. Immer bleibt es, wenn überhaupt, den späteren Generationen überlassen, dem Ganzen einen Sinn, gar einen Klang von „Befreiung“ abzugewinnen.

Und wie mag es denen ergangen, die vor 20 Jahren oder davor mit nichts als einem Koffer in der Hand über die noch nicht oder nicht ganz offene Grenze gegangen sind?

Im Augenblick des Geschehens herrscht immer das Gefühl von Unbehautheit und existentieller Bedrohung, jeder Schritt hat „Überlebensqualität“.

Seit vier Wochen also, man stelle sich das genau vor, sind sie unterwegs, die Israeliten. Am 14. Tag des Nisan, den die späteren – aber eben erst die späteren! - Generationen als eines der höchsten Feste, das Pessach, als Fest der Befreiung begehen, brachen sie auf. Nicht geplant, nicht sorgfältig zusammenpackend, was sie ihr Eigen nennen, sondern in großer Hast und Eile – so dass es nicht mal für's durchsäuerte Brot reicht.

Begleitet wird der dramatische Auszug, dieser Exodus, von zehn Umweltkatastrophen. Es ist für diesen Zusammenhang nicht wichtig, ob es historisch genau so war oder ob in Bild und Symbol angedeutet wird, worum es eigentlich geht: Dieser Auszug der hebräischen Sklaven geschah überstürzt, er brachte buchstäblich Himmel und Erde in Wanken und er geschah zumindest für die meisten Betroffenen nicht freiwillig, sondern weil einige charismatisch-politische Führungsfiguren – Mose, Aaron – begriffen hatten, dass diesem Volk eine andere Zukunft bevorsteht als ein Leben in enger Fronherrschaft.

Zur Freiheit befreit. Wie schön – und doch ist nicht selten gerade die Freiheit das, was wir am meisten fürchten. Als politischer Begriff und spirituelles Ziel in aller Munde, will sie in der Konkretion durchbuchstabiert, gelernt werden.

Schon einen Monat also haben die Israeliten nach dem 14. Nisan diese Freiheit zu spüren bekommen. Das 16. Kapitel, das dieser Bibelarbeit wesentlich zugrunde liegt,

beginnt mit einer konkreten Zeitangabe, die ich zitiere es, auch wenn der vorgegebene Abschnitt erst im zweiten Vers beginnt:

Von Elim zogen sie aus und die ganze Gemeinde der Israeliten kam in die Wüste Sin, die zwischen Elim und Sinai liegt, am 15. Tage des zweiten Monats, nachdem sie von Ägypten ausgezogen waren.

Genau einen Monat also nach der Schreckensnacht vom 14. auf den 15. Nisan, nach der Flucht vor den Kohorten des Pharaos, nach dem verstörenden Zug durch Schilfmeer. Nur einem Wunder ist es zuzuschreiben, dass bis hierher alles gut ging. Und mehr als das – sie haben bisher tatsächlich keinen Mangel am Lebensnotwendigen erlebt. Im zitierten Vers ist eine Ortsangabe enthalten:

Sie zogen von *Elim* aus in die Wüste Sin.

Was darunter zu verstehen ist, wurde in den letzten Versen des letzten Kapitels deutlich: Elim ist eine Oase, überaus reich gesegnet. Zwölf Wasserquellen gäbe es dort und siebenzig Palmbäume. Die Zahlenwerte lassen darauf schließen, dass es sich nicht um eine konkrete Mengenangabe, sondern um symbolische Hinweise der Überfülle handelt. Sie hatten reichlich genug zu essen und zu trinken an diesem Ruheort, konnten Kräfte der Seele und des Leibes erneuern nach den Strapazen der ersten Wochen.

Die Ankunft im ersten vermeintlichen Paradies am Weg ist überaus tröstlich, der Empfang offenbar freundlich.

Doch auch hier: Kein Bleiben, die Verheißung lockt, zumindest diejenigen, die sie verstehen und die noch die Kraft haben, sie in die Herzen der anderen zu malen. Lässt uns ziehen, das gelobte Land lockt, auch wenn es zunächst und vor allem in die Wüste geht.

Sehr schnell haben die Israeliten dann gemerkt, dass es mit der Oasenherrlichkeit von Elim vorerst vorbei ist. Vielleicht haben sie tatsächlich ein bisschen kindlich-zutraulich gehofft, dass es mit der umfassenden und bequemen Versorgung durch die gütige Vorsehung Gottes nun immer so weitergeht.

Vielleicht haben sie gehofft, dass sie tatsächlich schon angekommen sind im gelobten Land, weil sich die scheinbar unüberwindliche Grenze geöffnet hat.

Wie wohl die meisten Menschen haben sie sich Freiheit zunächst als eine Art Schlaraffenland vorgestellt und sind nicht nur enttäuscht, sondern auch zutiefst

erschrocken, als sie stattdessen das Gesicht der Wüste wahrnehmen, Da ist zunächst – nichts. Nichts außer Sand, glühender Hitze und schüttelnder Kälte, nichts außer dem leeren, blauen Himmel. Die harte, karge, kompromisslose Leere.

Es muss dieser existentielle Schock sein, der sie zurückfallen lässt in die Haltung greinender Kinder: Da heißt es:

Die ganze Gemeinde der Israeliten murrte wider Mose und Aaron in der Wüste. Uns sie sprachen: wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen.

Verklärte Erinnerung. Im Angesicht des gegenwärtigen Schrecken wirkt jede vergangene Erfahrung erstrebenswerter als diese Gegenwart. Wahrheit wird verschleiert, Erinnerung reduziert. Kein Gedanke mehr an die Lehmziegel, die Tausende unter sich begruben, an die Peitschen der Aufseher, an die Geburtenkontrolle und den Rassismus. Wie ging's uns gut in unserem Gefängnis. Diese Haltung ist uns Menschen seltsam eigen, ganz gleich, ob wir im „westlichen“ oder „östlichen“ oder sonst irgendeinem vergangenen und verklärten Ägypten lebten. Die Grenzen zwischen Angst und Trägheit sind fließend, kleine Ungenauigkeiten in der Erinnerung verzerren das Bild. Denn es heißt ja: Sie saßen bei den Fleischtöpfen und hatten Brot die Fülle. Fleisch also hatten sie nicht unbedingt, sondern saßen nur *daneben*, während ihre Herren sich von ihnen bedienen ließen. Wenn der Aufseher satt war, war er friedlich, insofern hatten die Fleischtöpfe zumindest einen mittelbaren Nutzen für die Israeliten.

So funktioniert die kleine geschichtliche Ungenauigkeit, die zur großen Lebenslüge werden kann – wenn keiner genau nachfragt. Verklärte Erinnerung, die die Gegenwart nur immer beängstigender macht.

Dabei ist das eigentliche Problem ja nicht die Angst oder die Bedürftigkeit der Israeliten, die verständlich sind im Angesicht der Herausforderung. Oh, hätten sie die Angst doch formuliert, um Trost gebeten, eine Bitte ausgesprochen, ihr Leiden wirklich geteilt. Es wäre eine erwachsene, verantwortungsvolle Haltung, Mose und Aaron gegenüber diese Sorge, die Angst zu artikulieren, zu überlegen, wie man eventuell bevorstehende Hungerzeiten – denn noch haben sie ja gar keinen Hunger

gelitten! - bestehen könnte. Warum kommt eigentlich niemand auf die Idee, einige der mitgeführten Tiere zu schlachten?

Es wäre eine positive, geradezu spirituelle Erinnerungskultur, sich der Bewahrungen der vergangenen vier Wochen - oder der vergangenen 20 Jahre oder der vergangenen 60 Jahre - zu erinnern. An die Befreiung, die Rettung im Schilfmeer, die Versorgung in Elim, die schlichte Tatsache, dass sie noch leben. Angesichts solcher Erinnerungen wäre es leichter, der Güte Gottes ein bisschen mehr zu vertrauen. Auch danken kann gelernt werden.

Aber nichts von alledem. Sondern sie reduzieren sich selbst auf den Stand Unmündiger. Der Unmut gegen Freiheit und Selbstverantwortung ist nicht mehr zu überbieten: „Die *ganze* Gemeinde murrte“ und sie murren gegen Mose *und* Aaron.

Diese Form von Negativ-Stimmung ist ansteckend. Wir kennen das aus den kleinen und großen „Schattenzeiten“ in unserem eigenen Leben und in der Weltgeschichte: Da streuen ein paar so einen diffusen Missmut aus, ein paar andere legen noch ein paar Halbwahrheiten dazu, wieder andere reagieren hochemotional und verschärfen damit die Lage, zumal diese Stimmung sofort wieder von denen funktionalisiert wird, die ein Interesse an der Eskalation haben – nicht selten, um bei der Gelegenheit eigene Machtansprüche geltend zu machen. Wie auch immer, die Polarisierung ist perfekt, sachliche Argumente werden gar nicht gesucht, allgemeine Feme ist angesagt.

Erschreckend vertraut klingt es alles, so leicht zu durchschauen, so wirksam bis auf den heutigen Tag.

An ganz entscheidender Stelle fragt der heilige Benedikt in seiner Anweisung zum gelingenden Leben: „Wer ist der Mensch, der das Leben liebt?“ In den unmittelbar folgenden Anweisungen für ein aufrechtes, freies Leben in der Gemeinschaft und vor Gott zitiert er den Psalmvers:

*Bewahre Deine Zunge vor dem Bösen und Deine Lippen vor falscher Rede!
Meide das Böse und tue das Gute, suche den Frieden und jage ihm nach.
(Regula Benedikti, Prol 17 nach Ps.34)*

In der Tat: Die eigene Zunge und die eigene Rede entscheidet nicht selten über das eigene Leben.

Noch einmal: Es geht weder in dem Buch Exodus noch in diesen Ausführungen darum, Klagen und Kritik zu unterbinden, ganz im Gegenteil. Ohne verantwortungsvolle, erwachsene Kritik und ohne mutiges Bekennen der eigenen Not kann kein Gemeinwesen und auch das eigene Leben nicht gelingen.

Aber genau das findet hier nicht statt. Sondern die Israeliten murren, nörgeln, greinen und steigern sich in eine kindlich-unsinnige Anspruchshaltung hinein, die die Vergangenheit verklärt und der Gegenwart keine Chance gibt, sich *als Chance* für einen Neubeginn in dieser Gegenwart zu offenbaren.

Und die das Gelingen der Vorhabens – nämlich die Rettung in die Freiheit bzw. den nächsten Entwicklungsschritt in die eigenverantwortliche Mündigkeit eines Menschen oder einer Gruppe – viel mehr gefährdet als die augenblickliche Abwesenheit von Sicherheit.

Wie vertraut ist das alles in der Kirche in der Gesellschaft, im eigenen Verhaltensmuster.

Das Folgende ist dann allerdings um so überraschender – und deshalb nehme ich wieder mit hinein, auch wenn es wiederum nicht ausdrücklich im vom Kirchentag vorgegebenen Text steht.

Wir lesen also im Folgenden keine Beschwichtigungsversuche durch Mose und Aaron, kein hämisches Keifen der Oppositionsführer, keine kollektive Depression, auch keine ad hoc eingesetzte Miliz, die die Aufrührer niederhalten, keine feindliche Machtübernahme – nein, sondern unmittelbares göttliches Eingreifen.

*Da sprach der Herr zu Mose: Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinausgehen und täglich sammeln, was es für den Tag bedarf, dass ich's prüfe, ob es in meinem Gesetz wandle oder nicht. Am sechsten Tage aber wird's geschehen, wenn sie zubereiten, was sie einbringen, dass es doppelt so viel sein wird, wie sie sonst täglich sammeln.
(Ex 16, 4-5)*

Und was für ein Erbarmen und welche Kenntnis der menschlichen Psyche steckt in dieser knappen Zusage. Wie auch nicht? Sollte der Schöpfer allen Lebens die Seinen nicht kennen? Ja, das Grundbedürfnis wird erfüllt, Brot wird gegeben, dauerhaft, um den berechtigten Anlass zu Angst und Sorge möglichst gering zu halten. Auch der sehr menschliche Wunsch nach Abwechslung wird erhört, die

Wachteln ziehen pünktlich herauf und können, da sie nach langem Flug erschöpft sind, leicht gefangen werden.

Zufall? Das kommt auf die Deutung an. Wie deute ich die mich umgebende Wirklichkeit?

Aber nicht nur das leibliche Grundbedürfnis wird erfüllt, die Antwort der göttlichen Weisheit reicht viel weiter. Statt harter Strafpädagogik wird den Seelen der verwirrten Israeliten eine Hilfe geboten, die bis heute Grundlage zur Bewältigung psychischer Krisen und erster Schritt für ein spirituelles Leben ist: Die „strukturgebende Maßnahme“, wie es im therapeutischen Bezug heißt. Denn die Israeliten bekommen das Brot nicht einfach so, sie werden nicht immer tiefer in die kindliche Anspruchshaltung gedrängt, sondern sie müssen sich dieses Brot täglich selbst holen.

Jeden Tag ein zumutbares Maß an sinnvoller Arbeit, zugleich jeden Tag ein ganz bewusstes Wahrnehmen der Güte und Gegenwart Gottes. Tagesstruktur wird angelegt, Leben und Arbeit stehen in sinnvollem Bezug zueinander, langweilen sollen sie nicht in der Wüste. Und noch einen Schritt weiter geht der Text: Der Tagesstruktur wird eine Wochenstruktur beigegeben, am sechsten Tag gibt es das Schabbatgeschenk, die gesammelte Menge verdoppelt sich, damit an einem Tag wirklich Ruhe ist – auch und gerade in der Wüste, in der die räumliche und zeitliche Strukturlosigkeit ungeübte Menschen gefährdet und verzweifeln lässt.

Unstrukturierte Zeiten unserer Gegenwart fallen mir ein. Zeiten der Krankheit, der Arbeitslosigkeit, letzte Lebenszeit in Altenheimen. Was die Menschen oft wirklich krank macht, ist das überwältigende Gefühl der Zeitlosigkeit und Unproduktivität. Die Nivellierung unseres Tages-, Wochen-, und Jahresrhythmus durch künstlich-taghelle Nächte, die Abschaffung des Sonntags und der Feiertage tragen häufig zu dieser Erfahrung der Strukturlosigkeit bei. Damit wird ein Ausnahmezustand – die Wüste! – zur scheinbaren Normalität erklärt, die Gefahr der kollektiven Depression zeigt sich in den Praxen der Therapeuten, aber auch in spirituellen Zentren, in denen die Menschen um eine Tagesstruktur als Ausdruck spirituellen Lebens ringen.

Hier also, von der Stimme Gottes selbst angeboten, das Gegenmodell: Anleitung zu sinnvoller Arbeit und Rhythmus, die die Einzelne nicht überfordert, aber eben auch nicht unterfordert, und die sie in direkten Kontakt bringt zu dem, was täglich geschenkt ist – und damit zu dem Geber aller Gaben selbst.

Worin besteht nun diese Gabe: Natürlich, das Manna. Wir wissen inzwischen, dass es ein natürliches Phänomen ist, bis heute zu beobachten. Vermutlich eine Ausscheidung der Schildläuse, eine weißlich zuckerige Flüssigkeit, die meist in kristallisierter Form aufzufinden ist. Andere Deutungen sprechen von einem Gewächs der Mannaflechte und wieder andere von Tamariskenharz. Jedenfalls also etwas, das natürlicherweise vorkommt.

Daher also die Frage: Was ist denn nun das Wunderbare an der Geschichte? Ja, es ist mehr als sonst von diesem natürlichen Produkt vorhanden. Das normale Vorkommen dieses „Manna“ würde kaum reichen, um eine so große Menge Menschen zu ernähren. Aber: vorher haben sie es offenbar überhaupt nicht wahrgenommen, jedenfalls war bis dahin keine Rede davon.

Gab es also dieses natürliche Phänomen, das plötzlich eine Überlebensnotwendigkeit bekommt, vorher nicht? Oder haben es die Israeliten vorher nicht wahrgenommen, weil sie so verstrickt waren in ihre verwunschene Vergangenheit und so erpicht waren auf Fleischtöpfe und Kokospalmen, das sie das Nächstliegende – das Gegenwärtige! - nicht gesehen haben?

Diese Vermutung scheint mir tatsächlich naheliegend. Die biblischen Wunder bestehen oft nicht so sehr in der Erscheinung unerklärlicher Ereignisse, als vielmehr in den neu geöffneten Augen derer, die diese an sich ganz selbstverständlichen Ereignisse plötzlich wahrnehmen und erkennen können als Zeichen der Gegenwart Gottes.

Ein Mensch, der in sich selbst verkrümmt ist, sieht seinen eigenen Bauchnabel – bzw. die Vorstellungen von Wirklichkeit, die er sich im Laufe der Jahre zurechtgelegt hat und in der das Wahrgenommene einordnet.

Welche Offenbarung, wenn sich ein Mensch plötzlich aufrichtet, den Blick weit werden lässt über den vertrauten Erfahrungs- und Bewertungskatalog hinaus und das scheinbar ganz Alltägliche und scheinbar Untaugliche wahrnimmt als etwas, das das Leben bereichert, wenn nicht gar erhält, und das ihn als lebendiges Wesen immer schon erhalten hat.

Wann ist uns zum Beispiel zuletzt aufgefallen, dass der Atem, der uns in jedem Augenblick belebt, keineswegs selbstverständlich ist, sondern Geschenk Gottes? Sicher, die physiologischen Abläufe bedingen einander, alles ist medizinisch, chemisch zu erklären – bis wir zur letzten Frage stoßen: Warum ist das alles so eingerichtet, wie es eingerichtet ist?

Man Hu? Was ist das?

Das ist die spirituelle Initialfrage.

Das scheinbar Selbstverständliche für fragwürdig zu halten. Was ist das, das mich da so ganz alltäglich umgibt? Woher kommt es? Wem verdanke ich es? Wem verdanke ich mich?

Glauben und Leben in der Gegenwart Gottes bedeutet keineswegs einfach nur das ungeprüfte Akzeptieren überkommener Meinungen. Es bedeutet, wach zu werden. Wach zu werden für das Leben, erwachsen zu werden in der mich umgebenden Wirklichkeit mit all ihren Möglichkeiten von Zukunft.

Glauben bedeutet, so lange zu fragen, bis die Frage „*Man hu – Was ist das?*“ an ihre Grenzen stößt und sich wandelt in ein staunendes „*Mi hu – „Wer ist das?“*“ Und sich schließlich zum erkennenden „*Mi ata?*“ „*Wer bist du?*“ hinüberwagt.

Hier beginnt Beziehung. Ich rede nicht mehr über Gott, sondern *mit* ihm und begreife die Welt um mich umher als Botschaft seiner Nähe. Darin treffen sich die spirituellen Wege der Völker. Es gibt keinen Ort, keine Zeit, keinen Atemzug, der nicht Du bist, Gott. Der Rest ist das Problem des menschlichen Verstandes in seinen kühnen Versuchen, dieses Geheimnis zu deuten.

Darin also liegt die Entscheidung. Wie deute ich die Wirklichkeit?

Welche Befreiung zu erkennen, dass da einer ist, der mich beatmet, mir ganz nah ist in jedem Augenblick, mich voll Erbarmen ansieht und anspricht in jeder, wirklich jeder Situation meines Lebens.

So mag es den Israeliten ergangen sein. So erzählen sie es weiter bis auf den heutigen Tag.

Wie bewahrt man solche Erfahrungen auf?

In der eigenen Erinnerung, natürlich, aber das reicht ja nicht. Aus so einem Stoff wie dieser Urerfahrung der Gegenwart Gottes in der Wüste wird Tradition gewoben, lebendige Vergegenwärtigung des einmal Geschehenen, damit es sich wiederereigne in der Lebenserfahrung der kommenden Generationen. Aus solcher Erfahrung werden Rituale geformt, die dann, wenn viele Menschen sie über lange Zeit vollziehen, zur Liturgie werden.

Am Vorabend des Schabbat findet in jedem religiösen jüdischen Haushalt das festliche Schabbatmahl statt. der Tisch wird mit einem weißen Tuch gedeckt, weil das Manna die Erde bedeckte. Auch die beiden Weißbrote, die Challot, die auf dem Schabbattisch liegen, werden als Erinnerung des Mannawunders gedeutet. Sie sind

in ein weißes Tuch eingeschlagen, denn das Manna war mit Tau bedeckt. Und es sind zwei, weil die Israeliten am sechsten Tag die doppelte Menge Manna gesammelt wurde als Schabbatgeschenk Gottes.

Sinnvolle Arbeit lebt von der Unterbrechung, so wie die Musik erst durch die Pausen zur Musik wird. Gut, wenn diese Pause, die Unterbrechung so im eigenen Leben verwoben ist, dass ich sie nicht jeden Tag und jede Woche neu erfinden muss.

Jede Woche also erinnern sich Jüdinnen und Juden an die Speisung mit dem Manna. Die Erinnerung wird weitergeben an die Kinder und Kindeskinde, damit sie wissen, wem sie sich verdanken. Damit sie so früh wie möglich lernen, dass unser Gott ein Gott des Lebens ist – auch und gerade in den Wüstenzeiten des Lebens.

Jesus Christus wuchs als gläubiger Jude in dieser Tradition auf, lebte aus ihr und in ihr. Immer wieder bezieht er sich auf dieses gemeinsame Erfahrungswissen, wenn er andeutet – nicht *was* Er ist, sondern *wer* er ist.

Er bleibt ganz in den vertrauten Metaphern seines Volkes, wenn er im Johannesevangelium sagt:

Ich bin das Brot das Lebens (Joh 6, 35).

Der ewige Name Gottes „ICH BIN“ verbindet sich in der Person Jesu Christi mit dem rettenden Tun des Höchsten, der Sein Volk durch alle Wüstenzeiten hindurch leitet und führt – ganz leiblich grundlegend, in dem ER ihnen Brot gibt für den Alltag und das Besondere für den Festtag – hier die Wachteln, später dann den Wein.

Ich bin das Brot das Lebens, sagt Christus.

Das ganz Normale, Alltägliche, dich dauernd Umgebende, Belebende. Nicht nur die spirituelle Extra-Erfahrung mit viel Licht und großer Vision. Ganz nah, ganz klein, ganz menschlich in unsere Hand, in unseren Mund, in unseren Atem gegeben – der Allerhöchste, der das Lebens selbst ist.

Gerade jetzt und hier.

17.9.2009, Sr. Katharina Klara Schridde, Communität Casteller Ring